Die Besondere.

Von O. von Oberkamp.

„Holdrijah!“

Laut von der nächsten Anhöhe herniedere, gerad als drunten der Schützenzug vorüber und nach dem Dorfkeug zog, klang der Jodler zu Thal. Die, die ihn in die würzige Maienluft hinein und hinausgejubelt, hatte ein ganz besonderes Gesicht und in dem besonderen Gesicht ein besonderes Kästlein und über dem besonderen Kästlein ein paar besondere Augen.

Besondere Leut' haben aber auch besondere Geschichte. Und so war es gekommen, daß eine Gräfin, die sich vor zwei Jahren im Marktflecken zu W. zur Sommerfrische aufgehalten, die Zensel Reiterer ihrer Besonderheit halber adoptiert adoptiren wollen. Die Zensel zählte damals gerade fünfzehn Jahr, und das Adoptiren schien nicht nur ihr und ihrem Vater, sondern es schien auch den Dirnen und Frauen im Dorfe merkwürdig gut zu gefallen.

„Jetzt ist abrobirt!“ sagte die Zeiselmüllerin, und da schlug sie ein großes Kreuz nach der Landstraße hin, auf der die Zensel und die Gräfin abgefahren waren.

„Jetzt ist abrobirt!“ sagten alle Mütter mit heirathsfähigen Töchtern.

„Jetzt ist abrobirt!“ sagte die Zeilhäuserin, die zu Hause einen hoffnungsvollen Sohn sitzen hatte, der hoffnungslos in die Zensel verliebt war, und da ging die würdige Frau hin, um der Mutter Gottes von Altöttingen eine fünfpfündige Wachskerze zu opfern.

Schade nur, daß die Zeiselmüllerin ihr Kreuz vergeblich in die Luft geschlagen. Schad' nur, daß die Mütter heirathsfähiger Töchter nicht allzu lang frei aufathmen dürfen und schad' nur, daß die fünf Pfund-Wachskerze ganz umsonst am Muttergottesaltar zu Altötting niederbrannte. Denn eines schönen Tages, die Zeilhäuserin meinte, der Schlag müsse sie rühren—da kam's mir nichts die nichts zum Dorf herein gejodelt und war wahrhaftig kein anderes „Leut“— als die Zensel, die das Heimweh gepackt hatte nach ihren Bergen und die der Gräfin auf und davon gelaufen war.

„Und daß nennt ma abrobiren!“ jammerte die Zeiselmüllerin und die Zeilhäuserin rang die Hände und sagte: „Ma hat schon sei' Noth mit die mit besonderen Menschen, aber mit die besonderen erst, dös is Dir nöt zum sagen!“

Ja, man hatte seine Noth! Acht Wochen war's erst her, seit die Zensel wieder in's Dorf zurückgekehrt, aber was für Aerger hatte es nicht in diesen acht Wochen gegeben!

O du heiliger Fabian und Sebastian! Wer wollte es der Zeiselmüllerin unter solchenen Umständen verübeln, daß sie mit der Zeiselhäuserin heimlich das Komplott geschmiedet hatte, die Zensel, sei's nun mit Lift oder Gewalt, wieder nach München hinein zu bringen.

„Als mei Jackl von Militär desertirt is,“ sagte die würdige Frau, „da haben se eam wieda nach München einig'schafft, mit blankzogene Bajonetter! warum soll's' aber die Zensel, die der Gräfin desertirt is, nöt a einschaffen lassen können?“

Ja, wenn man die Zensel wie ein Frachtstück hätt' behandeln können und wenn's hübsch gehalten hätt'! Ich schäd', dann hätt'n's die Weiber in Strohsackerung verpackt, um's der Gräfin wieder retour zu schicken. Aber so!—Ist die Zensel doch wie's reinste Quecksilber! Kratzt's Die mit schon heut' in aller Früh auf die Anhöh' naus. Und nun steht's droben, zum Verdruß aller nöt besonderen Weiber, die die Besonderes nöt leiden mögen. Und nun steht's droben, zum Gaudy von all' die Schützen, von denen 's so manch Einer gern vom Fleck weg gerheirathet hätt', wenn s.d's nur um der Gretswillen endlich einmal von einem hätt' wegheirathen lassen!

„Abba na! Ebbes besonderes muß sein und die besonderen Dirnen, dös san Dir immer die G'schnippigsten!“ sagte die Zeilhäuserin, indem sie seufzend ihrer künftigen Wachskerze gedenkt.

Die Zensel aber jodelt von ihrer Höhe noch einmal in den sonnigen Tag hinein und dann rennt sie zu Thal.—Weil aber besondere Leut, wie ich schon angedeutet, immer besondere Schicksale haben müssen, so rennt sie dem bildsauberschen Burschen von W., dem Wastel Bergmann, der die heimlich unten aufgelauert, gerad' in die Arme.

„Wastel, ob'i mi glei los läßt,“ schreit die Zensel auf.

„Nöt ehbar, als bis D' ma g'loa hoßt, daß D' ma gust bist“—gegnedet der Wastel.

„Dann kannst Du lange warten!“

„Wie lang?“

„Bis d' Aloa rückwärts fliegt, Du überzwerger Bua!“ lachte Sie auf, indem sie sich losreißt, um ihm mit einer der langen Flechten eins über's Gesicht anzuwischen.

Der Wastel aber will sich solch eine Benehmung nicht gefallen lassen, natürlich nöt. Er preßte die Zähne in die Lippen. „Es is gut!“ sagte er wild. „Und daß D' woaßt, so überzwerg wie Du moanst, bin i no lang nöt. I bi koa so balketer Lafe, wie d' Andern, die hundertmal wiederkomma, wenn Du's hundertmal fortg'schickt hoßt!“

Der Wastel drückt den Hut mit dem Gemsbart bei diesen Worten fester in die Stirne und geht. Diesmal scheint's schier, als wär er für immer gegangen.

Die Zensel aber scheert sich den Teufel um den Wastel seiner Trotzerei. Sie lauft dem Schützenzug hinterdrein und macht erst Halt, als sie auf einen Touristen stößt, der mitten in einem Schwarm von Weibern hinreitet und der just—weil die Mannsbilder halt allesmal die Sauberen lieber um Auskunft angehen, als die Schlechten—die Zensel fragen muß: Was denn heut los wär in W.?

Da aber ist der Frager mit seiner Frage an die Rechte gekommen, denn die Zensel schlingt die Hände lachend über den Kopf ineinander, blinzelt zur Sonn' empor und sagt:

„Was wird los sein? An Bär'n haben's g'schossen!“

Jetzt bläht es schelmisch über das Antlitz des Fremden hin. „Ich bin keiner von Denen,“ meint er, „die sich so leicht einen Bären aufbinden lassen.“

„Na dann eben nöt!“ ruft die Dirne zurück, indem sie Musikanten einen Hopser aufspielen, in vollen Sprüngen neben dem Zuge einhertanzt.

„Heda, Zensel“, ruft der größte Schütze aus der Schützengilde. „I hab heut' den ersten Preis beim Preisschießen g'wonna, was gickst ma dafür?“

„Mir!“ Was soll i Dir geben, Kirchbühler?“

„Dös Sträußel von Deim Mieda!“

„O herrje,“ kicherte die Dirne auf, „wenn i dös Sträußel an Deiner Jacken festnesteln wollt, da müßt i demerst a Leiter anlegen, weil D' halt so lang bist, wie der lange Goliath in der Bibel!“

„Hi, was dös betrifft,“ lachte ein Anderer, dös war halt scho, der lange Goliath kunnt sich ja ducken.“

Jetzt bleibt die Zensel stehen, um dem zweiten Sprecher, einem kleinen Männchen, das eine grobe Tabacksdose zwischen den Fingern dreht, in's Antlitz zu starren. G'schehen Wunder, daß Du redest, Pechduderer!“ sagte sie. „Du, dem wenig Menschen ebbas anders haben sagen hören, als: „I Beisen g'sälig“.....

Die zunächst Gehenden lachen..... Der Pechduder hält heut' die Red' an die Schützen von'm Wirthshaus!“ ruft Einer.

„Naa, die hält der Lehrer oder der ausrangirte Balletimeister Stelzl,“ lacht die Zensel.

Das Gelächter verdoppelt sich..... Der Herr aber in städtischer Kleidung, die aus einem Frack von altem Schnitt, einer weißen Weste, ein Paar zu kurzen und zu engen Hosen und langschnäbeligen Lackschuhen besteht, und der kein Anderer zu sein scheint, als der mit den wegwerfenden Worten „ausrangirter Balletimeister Stelzl“ Bezeichnete, wendet jetzt der Zensel sein zorngerötetes Antlitz zu.

„Erstens,“ sagt dieser Herr, indem er seine strenghe Amtsmiene aufsetzt, „lungire ich hier nicht als ausrangirter Balletimeister, sondern als wohlrangirter Schützenmeister. Zweitens (die Haltung des Herrn wird zunehmend gravitätischer) heiße ich nicht Stelzl sondern Eberle und drittens möcht ich die Jungfer Zensel fragen, wie sie dazu kommt, mir den Uebernamen Stelzl anzuheften?“

Allgemeine Ebnnung — der Zug der Schützengilde steht jetzt regungslos. Aller Blicke sind auf die Zensel und den Herrn Schützen, weiland Balletimeister gerichtet. Die Zensel aber, die im ersten Augenblick verlegen an ihren Schürzenbändern gemeckelt, läßt jetzt einen langen, schalkhaften Blick über die lange Gestalt des ehrenwerthen Herrn Eberle gleiten und sagt:

„Ja, wenn's der Herr Schützenmeister denn absolut wiss'n woll'n, warum I'n Stelzl tauft hab', so werd' i's halt sag'n müß'n.... I hab' Eie halt „Stelze“ tauft, weil Sie so a eigne Gangart ha'n, und weil 's Hintertheil von Ihre Röd' beim Gehn halt allewell in's Wackeln kommt, akurat wie der Schwanz von 'ner Bachstelz'n!“

Jetzt gibt es kein Halten mehr; die umstehenden Männer lassen ihrer Heiterkeit freien Lauf, und nur die Weiber schauen sich wie zum Schutz und Trutz gegen die Besonderes und so weiter den beleidigten Herrn Schützenmeister. Der Herr Schützenmeister aber geruhen einen hochmüthigen Blick auf diese weibliche Phalanx zu werfen, die sich um ihn geschaart und dann geruhen der Herr Schützenmeister des weiteren, den Zug von Neuem zu eröffnen, um, im Bürthshaus angelangt, von allen Schützen gerade den Wastel Bergmann mit einer Anrede auszuzeichnen.

Warum aber gerade den Wastel?

Je nun, der Wastel ist der Einzige, der bei dem Flaska, das Herr Eberle soeben erlitten, Sühnung und Takt gezeigt. Der Wastel hat, wie Herr Eberle sehr wohl gewußt, nicht gelacht; im Gegentheil, er hat dieser unverschämten Zensel Reiterer ihres unarten Benehmens halber strafend-centrisirte Blicke angeworfen.

„Schöne Perle, nicht?“ sagte der Herr Schützenmeister, indem er gerubt, den Wastel die im Laufe des Mittags zur Vertheilung kommenden Schützenpreise zu zeigen. Der Wastel nickt gefällig. Was kümmert ihn die Preise, von denen keiner ihm zufallen wird, da er heute in Gedanken an die Zensel hämdia fehlgeschossen hat.

„Ja, ja,“ fährt während dessen der Herr Schützenmeister fort. „Die Preise sind schön, aber der schönste Preis liegt gleichwohl nicht dabei.“

Jetzt fährt der Wastel auf, als hätt ihm Einer einen Stich in's Herz versetzt..... Was hatte der spöttische Ton des Herrn Eberle bei den letzten Worten zu bedeuten gehabt? Es fällt dem Wastel plötzlich ein, daß der Letztere in seiner Eigenschaft als Schützenmeister das Recht hat, den Kuß irgend einer Dirne als ersten Preis festzusetzen. Einen Preis, den zu verweigern sich die Betreffende nur dann erlauben dürfte, wenn sie einen Bräutigam vorzuschützen vermöchte. Wahrhaftig, wenn der Herr Schützenmeister sich für die heut von der Zensel erlittene Unbill alles zu rächen gedachte, dann hatte er die Lacher auf seiner Seite und seine Redeweise war aufgemerzt.

Dem Wastel, der sich jetzt abseits an einen Tisch gesetzt, ist's mit einem Male ganz wild und wohl um's Herz. Wenn er nicht „mitschuldig“ wäre—mit der Zensel, o möcht er ihr am liebsten zurufen, daß sie sich vor der Preisausstellung hübsch heimlich aus der Stube machen soll'. Aber kein Mannesstolz leidet's nicht, daß er auch nur ein Wörtchen mit der besagten Dirne redet. Trotzig nimmt er seine Ellenbogen auf den Tisch und läßt sich ein Maß geben.

Die Musikanten haben mittlerweile begonnen, einen Walzer herunter zu fiedeln. Aber dem Wastel scheint schlechten Humor fiedeln zu hält nicht weg.

„Dös sakrisch Luader, der aufrangirte Balletimeister!“ läßt sich da mit einem Male ein junger Bursch neben ihm vernehmen.—„Mein Joppa thut er uns!“

„Was wird denn las seih“ giebt der Gefragte mit konsternirter Miene zurück.

„A Franzos (Francaise) hat der Himmelsakra an die Tafel angekreidet.“

Der Wastel lacht trotzig—„Wäßt's eba dis Zensel fragen, wie's tanzt wird?“ hätzt er zwischen den Zähnen hervor;—„Die wird's schon wissen von ihrer Gräfin her.“

„Wetter die Zensel..... da könntet recht bedenk' meint der Bursch und dann die erstere, die eben mit dem Touristen vorüberkommt, am Kirchpfeil festhaltend: „De, Du Zensel, woaßt Du, wie o a Franzos tanzt wird?“

Nun bleibt die Zensel stehen. Aus ihren Augen, aus ihrem Lächeln blitzt die fossile Schelmerei—„Ja schaugst“ ruft sie. „Da darfst dös Maderl mit dem Du tanzen thuaß, hast eh nett zum vorlaufen. Der hält an anders Paar zum dis-a-vis, wie's in der Stadt sagen. Und die zwoa Paarer, die renna dir halt so gegen einander los, gerad wie d' Hegenbäck, wenn sie sich stoßen wolln!“—

Jetzt schüttelte der Frager der Verdruß und der Fremde der Lachen. Die Musikanten beginnen über die Geigen zu streichen und wer da mit einem Mal dem Balletmeister und seiner Frau zur „Französ' vis-a-vis gegenübersteht, das ist die Zensel am Arm des Fremden.

Der Wastel aber klappt den Deckel seines Maßkruges immer wilder auf und zu. Er ist erdenklich froh der Wastl, als die Musik endlich aufhört. Als aber der Herr Schützengr., weiland Balletmeister erklärt, daß die Preisverteilung vorgenommen werden solle, da gerät'n nun der Wastl aus dem Strom in den Strudel.

„Jetzt kommt 's Aergst'e,“ schreit es in dem Burschen auf.

Und wirklich, das Aergste kommt. Die Preisgewinner sind auf die Aufforderung des Herrn Eberle vorgetreten.

„Seppel Kirchbühler,“ ruft der Herr Schützenmeister mit seiner wichtigen Amtsmiene. Der Seppel Kirchbühler, der ganze Gallath aus der Eibel, wie ihn die Zensel getauft, tritt in die Erscheinung. Er gleicht dem der hochaufgeschossenen, schlanken Gestalt und dem derbelten Gesicht einer Pappel, die die Stürme mancher Jahre durchlaufe.

„Der Seppel Kirchbühler, der erste Preisschütze,“ beginnt der Herr Schützenmeister, „hat laut Beschluß des Comités (das Comite existirt zwar nur in der alleinigen Gestalt des Herrn Eberle) etwas sehr Praktisches und etwas sehr Besonderes gewonnen. Das Praktische ist Zug zu einer neuen Hose, das Besondere aber ist ein Kuß von der besonderen Dirn im Dorf, der Zensel Reiterer, den besagte Jungfrau dem Seppel Kirchbühler hiermit sofort zu verabreichen hat.“

Tiefe Stille. Der Wastl hält die Fäuste Gelächter schallt von da und dort. Die Zensel aber, um die sich der ganze Spuk dreht, die steht da wie mit Gluth übergossen. Nein, auf eine solche Rache von Seiten des Herrn Schützen, weiland Balletmeisters war die Dirne allerdings nicht gefaßt gewesen. Sie, die Stolze, die Trotzige, die bis jetzt Jedem, sei's auch nur die geringfügigste Gunst verweigert, sie soll jetzt dem ersten Besten auf Befehl geben, was eine rechtschaffene Dirne nur aus Liebe giebt und geben darf?

Nimmermehr! Die Zensel hat sich aus ihrer Verwirrung aufgerafft. Und sie ist merkwürdiger Weise gar nicht mehr verwirrt. Im Gegentheil, da aus den braunen Augen sprüht es und blitzt es und: „Ihr kannt mich nicht!“ scheinen diese braunen Augensterne zu sagen.

Indessen, der Schelmin bedenkt es, den Herrn Schützenmeister, wie es scheint, noch ein Weilchen zum Narren zu halten, denn sie sagt jetzt mit einem sehr demüthigen und wehmüthigen Katz:

„O du vollständig einverstanden, dem Seppel Kirchbühler den Preis auszuzahlen, das heißt wenn's — —“ hier macht die Zensel eine Kunstpause, um dann rasch mit einem zweiten Katz hinzuzusetzen, — „mit Bräutigam erlaubt!“

Tiefe Stille. Das Comite sucht zur Salzsäure erhärtet. Der Herr Schützenmeister läßt einen trägerischen Blick über das anwesende männliche Publikum hingleiten. Hatte die Zensel wirklich unter diesem Publikum einen Schatz?

Fast scheint es so;—denn jetzt wendet sich das Mädchen mit einem einzigen Ruck..... steht mit einem schelmisch-treuherzigen Lächeln zum Wastel Bergmann hinüber und sagt: „Mie is, Wastl? Giebst Du 's zu, daß Dei Braut den Seppel Kirchbühler an Kuß aufsi zahlt?“

Der Wastl ist bei dieser merkwürdigen Anrede jäh zusammengefahren. Er hat sich hoch aufgerichtet. Jugend und hoffend harren seine Augen zur Zensel hinüber. Will die jakrisch Dirn ihn am End' wieder foppen? Doch nein, aus den Augen des Mädchens blitzt jetzt ein so herzinniger Strahl, daß ihn der Strahl den Wastl trifft, daß's ihn nicht länger am Fleck und mit dem jauchzenden Ausruf: „Eh'r a Kugel durch's Herz, eh' i an Andern a Butzerl gönn' von Dir!“ ist er hervorgeschossen und im nächsten Augenblick schon hält er die Zensel in den Armen, um sie durch die verblüffte Menge als seine Braut, sein Eigenthum hinaus in's Freie zu tragen!

„Naa so ebbs!“ ist an Mädchen erst recht! Sehen Sie, mein Aeltester Sohn ist erst Lieutenant, und meine jüngste Tochter bereits Generalin!

„Naa so ebbs!“ stotterten die Burschen. „Nein so etwas!“ sagte endlich der Herr Schützen, weiland Balletmeister, als er sich eine Stunde später nach seiner Wohnung begiebt, um sein Flaska im Schlummer der Nacht zu begraben.

Der elephant ist los!

Unter dieser Ueberschrift theilt die „Illinois Staatszeitung“ in Chicago in ihrer Ausgabe vom 10. Oktober folgendes mit:

Vernichtende Gewalten haben gestern in der Gegend der Webster Ave., North Park Ave., und dem Lincoln Park eine kleine Verheerung angerichtet; doch ließ diese Spuren der Zerstörung nicht ein wirbelnder Orkan oder ein schwerer Ungewitter zurück, der Urheber all des Unheils war niemehr kein anderer, als der Elephant der Lincoln Park Menagerie. Die „Duchess“, diesen herzoglichen Namen führt nämlich das Thier, entwischte gestern ihrem Hütter und enteilte in schwerfälligem Galopp durch den Park in die belebten Straßen, wo natürlich sofort eine allgemeine Panik die Menschenkinder ergriff, sodaß sie Schutz suchend dem nächsten Obdach zueilten. Die „Duchess“ der goldenen Freiheit genießend, eilte an der Webster Ave., auf eine freie Baustelle und erprobte hier die gewaltigen Kräfte ihres Rüssels und der mächtigen Gebeine an ein paar Wagen, die sie im Handumdrehen in Kleinholz verwandelte. Dann drang das wütende Unthier weiter in der Nachbarschaft vor, trat den Zaun an John Schofel's Haus nieder, und richtete in dem Hof eine fürchterliche Verheerung an. Nietzen und angelteh war für den Zerstörungseifer des Rüsselviehes nicht einmal der eiserne Zaun vor dem Haus, den es mitsammt der Steinfassung aus dem Erdboden hob. Nachdem der Rüssel noch die Scherben einiger Fensterscheiben auf den Frühstückstisch im Innern entsandt hatte, begab sich das Unthier auf weitere Missethaten. Inzwischen war der Patrouillenwagen von der Holsted Str.-Station mit starker Bemannung herbeigeeilt, in der Ferne hatten sich trotz der Gefahr hunderte von Zuschauern versammelt und die Parkpolizisten kamen ebenfalls mit Ketten und Stangen herbei gerennt um ihr Leben an den Bändigungskampf zu wagen. Die „Duchess“ merkte wohl, was im Gange sea, und eilte über die Clark Str., nach einer anderen Baustelle. Durch die Hinterwand drang der Elephant nun in den Hof von Peter Jensen's Haus, No. 729 Sedgwick Str., und verwandelte die Anlagen dort in wenigen Minuten in ein Chaos von Trümmern, dasselbe Schicksal erfuhr der Hof des Nachbars A. Reinhart.

Jetzt war der Wächter des Thieres, Charles Schleich, an dessen Seite gelangt und fast wäre es um ihn geschehen gewesen, denn Duchess drückte ihren Pfleger unbarmherzig gegen die Zaunwand und brach nach der Garfield Ave., durch. Hier kosten sie die Dülte der Brauerei Bartholomar und Leicht, und ein Besuch beim Sternenwirth war jedenfalls die gewünschte Erholung. Das Herannahen des wütenden Elephanten war jedoch bemerkt worden, und eiligst wurden die schweren Thore geschlossen und verbarrikadirt. Von einigen regulären Rammstößen der riesigen Elephantenkuochen borsten auch diese festen Thüren, und Duchess wandelte triumphirend in den Hof in der Brauerei. Sie begnügte sich, die großen Fässer wie im Ballspiel durcheinander zu kollern und begab sich dann auf den Rückzug. An der Front der Wirthschaft von Otto Geisbach an der Lincoln Ave., und Garfield Ave., erschienen ihrem Urtheil die Wirtsfolder und das Schaufenster nicht geschmackvoll genug und sie vernichtete die ganze Auslage mit einigen Rüsselschlägen. Noch immer waren dem vandalischen Elephanten die Bändiger nicht auf den Leib gerückt, und so fand er genügend Zeit, einen Milchwagen zu demoliren, ein Pferd zu erwürgen und andere Unheil anzurichten. Bei seinem Vordringen entflohen die Passanten und Hausbewohner natürlich bis auf den Tod entsetzt in sicheren Schutz. Endlich aber waren Polizisten und Wärter dem rasenden Thiere nahe gekommen und mit Ketten, die um die Beine geschlungen wurden, gelang es endlich, die Bestie zu bändigen und nach der Menagerie zurückzubringen.

Die „Duchess“ entfloh, als sie ihr Wächter Charles Schleich gestern Morgen um halb acht nach dem Winterstall führte und dort eben die Thür öffnete.

Diphtheritis.

Diphtherie oder Diphtheritis ist die technische Bezeichnung für die bösartige brandige Rachen-Bräune, welche ansteckend und epidemisch auftreten kann. Irgend welche Halsentzündung als Diphtherie zu bezeichnen ist nicht richtig. Die erwähnte bösartige Form kommt hauptsächlich bei Kindern vor.

Es sind in den letzten Tagen eine Anzahl Fälle der Diphtherie in Philadelphia vorgekommen, aber die Krankheit ist durchaus hier nicht epidemisch. Dennoch hat der Gesundheitsrath eine Schrift ausgegeben mit Rathschlägen, wie man die Ansteckung durch diese Krankheit vermeiden und wie sie behandelt werden solle.

Das Gift der Diphtherie ist übertragbar und ansteckend. Jede junge Person oder jedes Kind welches davon befallen scheint, muß sofort isolirt werden, um das Wesen der Krankheit zu erkennen. Ist dieselbe die Diphtherie, so bleibe der Kranke isolirt; der Auswurf desselben ist mit Carbolsäure zu desinfiziren, ebenso seine Wäsche und sein Bettzeug. Auch während der Besserung bleibe die Isolirung ebenso wie bei Blattern.

Namentlich müssen sich Personen, deren Kehlen empfindlich sind, vor Ansteckung hüten, da schon das Einathmen der Luft im Krankenzimmer oder die Ausathmung der Kranken ansteckend wirkt. Auch Erwachsene sind solchen Gefahren ausgesetzt, aber ganz besonders Kinder unter 10 Jahren. Das Diphtherie-Gift bleibt oft wochen- und monatelang in Aborten, oder in den Wänden der Krankenzimmer in Kraft und kann durch Kleidungsstücke, in Abzugsröhren und Kanälen weitergeschleppt werden. Letztere sind deshalb ebenfalls zu desinfiziren, und Kinder müssen fern gehalten werden vom Einathmen der Luft, in Räumen oder auf Ableitungen, worin die Ausmürfe der Kranken gelangten.

Kein Wasser und keine Milch, die einer solchen verseuchten Luft ausgesetzt waren, dürfen genossen werden. Man küsse keine Person, die an Hals-Entzündung leidet, noch athme man deren Athem ein, trinke nicht aus demselben Glas mit derselben, nehme nicht etwa ein Weißtuch oder eine Feder derselben in den Mund und fasse oder gehe keine Kleider an, die eine Person anhatte, die an Diphtherie krank oder daran gestorben war.

Reinlichkeit und gute Lüftung des Krankenzimmers ist Hauptsache und ein Gefäß mit Carbolsäure (4 Unzen auf eine Gallone Wasser) sollte darin stehen, um alle Leib- und Bettwäsche, die oft gewechselt werden muß, sofort hineinzuwerfen. Für die Reinkampflieger muß stets verdünnte Carbolsäure zum Handewaschen vorhanden sein. Die Thüre verhängt man am besten mit einem in Carbolsäure getränktem Bettuch, um die Isolirung des Kranken zu vervollständigen.

Die Reinigung des Krankenzimmers, nachdem der Kranke dasselbe verlassen hat, muß eine gründliche sein. Getünchte Decken und Wände sollten neu getünscht, Tapeten entfernt und durch neue ersetzt werden. Alle Möbel müssen mit unverdünnter Carbolsäure abgewaschen und das Zimmer muß mit Schwefel bei verschlossenen Thüren und Fenstern ausgeräuchert werden. Schwefel-Pulver wird dazu mit Alkohol gemischt und angezündet.

Bei Huntington, W. Va., flog das Pulvermagazin zu Kellog, Eigenthum der Continental Pulver-Gesellschaft zu New York, in die Luft. Die Erde wurde meilenweit im Umkreise erschüttert und beträgt der Schaden 400,000. Verletzt wurde Niemand, da die Fabrik nicht im Betrieb war.

Schnelles Avancement.

Familienvater A: Wie wären Buben schon lieber als diese Mädels! hat man auch keine Sorgen, so wird doch einmal was daraus!

Familienvater B: O—aus den Mädeln erst recht! Sehen Sie, mein Aeltester Sohn ist erst Lieutenant, und meine jüngste Tochter bereits Generalin!

Landwirthschaftliches.

Der jetzige hohe Preis des Besenkorns sollte die Produzenten anspornen, es sorgfältig zu behandeln und in möglichst guter Beschaffenheit auf den Markt zu bringen. Daher sei man in erster Linie darauf bedacht, die erhsengrüne Farbe desselben möglichst zu erhalten, da es hierdurch sehr im Werthe steigt. Dieses grüne Aussehen ist nicht künstlich gemacht, sondern es ist die natürliche Färbung des Kornes während des Wachsthums und lediglich unsere Sache, dasselbe in diesem grünen Zustand zu schneiden und die grüne Farbe zu bewahren zu suchen, bis es auf dem Markt Absatz findet. Am besten schneidet man das Besenkorn, wenn es ziemlich ausgewachsen und der Samen noch milchweiß ist; wird der Samen reifer, so bekommt das Stroh eine röthliche Färbung, nimmt im Gewicht ab und die Büschel breiten sich aus und verlieren die richtige Form. Tritt Frost ein, so hat die Pflanzen abgeherbt, dann wirken die späteren Sonnenstrahlen bleichend und setzen damit den Werth des Kornes herab. Durch viel Hitze, Sonne oder Feuchtigkeit wird das Verblühen des Besenkorns nach beschleunigt. Läßt man es dagegen an einem dunkeln Ort austrocknen, so wird die begehrte grüne Farbe vollständig erhalten.

Sogar wenn die Büschel im richtigen Moment von den Pflanzen geschnitten, aber in Haufen getrocknet, oder hellem Licht oder Feuchtigkeit ausgesetzt werden, geht die grüne Farbe mehr oder weniger verloren und läßt sich selbst durch die beste Behandlung nicht wiedererlangen. Daher schneide man das Korn, wenn es die richtige Reife hat und bringe es nach sofortiger, gründlicher Entfernung des Samens—welcher in diesem unreifen Zustand doch nichts werth ist—von den Büschen möglichst bald in ein dunkles Trockenhaus. Die Farbe wird daran nach Wunsch auffallen. Sind die Büschel genügend ausgetrocknet, so verpacke man sie recht fest in Ballen, damit sie Fahrt und spätere Handhabung besser ertragen und habe diese auch in dunklem, trockenem Raum auf, um die Farbe für den Markt zu erhalten.

Viele Leute, welche die jetzigen hohen Preise sehen, mögen vielleicht verleitet werden, sich den Anbau des Besenkorns zu widmen, ohne zu überlegen, daß es sorgfältige richtige Behandlung, Trockenhäuser und viele andere Dinge erfordert, ohne welche sich nicht gutes Material billig herstellen läßt—und diese Neuanschaffungen sind theuer. Daher berechne Jeder, der sich dem Anbau von Besenkorn widmen will, vorher, ob der Ertrag die Anlagekosten decken wird und lange dauern kann, mit dem Anbau unter Beachtung des Vorhergesagten an.

Das Commissionsgeschäft von Sommers, Morrison & Co., Chicago, giebt den Preis für die Tonne prima Besenkorn auf $130—$140 an, doch gehen die Preise je nach der Qualität und Farbe bis auf $90 und $75 herunter. Immerhin sind diese Preise so hoch, wie nie zuvor, und deschränkt sich die Nachfrage, dieser und der bald zum Verkauf angebotenen neuen Ernte wegen, nur auf's Allernöthigste. Da nun die Preise so hoch stehen und die Ernte allem Anschein nach gut ausfallen wird, so kann man wohl annehmen, daß diese Preise nicht lange mehr andauern werden, und wirden diejenigen, welche ihr neues Besenkorn früh zu Markte schicken, nach Ansicht obenerwähnter Firma, einen höheren Preis für ihre Waaren erzielen, als die, welche es für späterem Markt aufzuheben gedenken, da dann in Folge des großen Angebots die Preise gegen jetzt sinken müssen.

Gründüngung.

Ein Correspondent einer landwirthschaftlichen Zeitung spricht sich über die Ansicht aus, daß man nach den ersten Kleeschnitt denselben so lange wie möglich in den Boden hinein zwecks Unterpflügung wachsen lassen soll, wenn man das Land für Weizen oder Klee im nächsten Frühjahr verwenden will. Es wäre falsch, den frisch gewachsenen Klee unterzupflügen und den Boden so bis zum Gebrauch im Frühjahr stehen zu lassen. Einmal verliert man hierdurch das erste Heu und dann wird der halbe Werth des Klees als Düngmittel vor dem nächsten Frühjahr in Folge zu langen Liegens zu nichte, ebenso wie es mit Stallmänger, welcher auf dem Acker 8—9 Monate Regen und Sonne ausgesetzt wird, der Fall sein würde. Dreiviertel seines wirklichen Düngwerthes gingen verloren, bevor er überhaupt zur Geltung kommen sollte.

Die Erntezeit fiel dieses Jahr sehr früh. Viel Regen beförderte den Graswuchs in den meisten Gegenden, so daß die erste Heuernte zum Theil schon in den letzten Tagen des Juni stattfand. Seit dieser Zeit wurde das abermalige Wachsthum des Grases durch günstiges Wetter beschleunigt, so daß es im Herbst die genügende Länge zum zweiten Schnitt besitzt. Beabsichtigt man nun diesen Acker für nächstes Jahr mit Mais oder Getreide zu bebauen, so schneide man dieses üppige Gras unter keinen Umständen, sondern pflüge es im Spätherbst unter.

Während des Winters verwandelt sich der untergepflügte Klee oder das Gras durch Verfaulen und Zersetzen unter der Erde in Pflanzennahrung, und im Beginn des Frühjahrs ist der Boden für Korn oder Getreideanbau hergerichtet. Es empfiehlt sich beim ersten Pflügen Asche und Gyps dem Boden beizufügen, da diese Bestandtheile ihn fruchtbarer machen, und den verfaulenden Klee schneller zersetzen. Thatsächlich lohnt sich diese Behandlung des Bodens, indem sie die Ernte um 25 Prozent erhöht.

Um das Vorhergesagte kurz zusammenzufassen, kommt es also darauf an, daß der untergepflügte Pflanzenstoff nicht zu lange in der Erde liegt, bis seine gute Wirkung und Kraft wieder verloren geht, sondern daß das Korn oder Getreide möglichst bald danach gesäet wird. Ferner beschleunigt man die Zersetzung des Grünstoffes durch Beigabe von Asche oder Potasche. Gute canadische Hartholzasche ist am besten hierbei zu verwenden, da sie äußerst billig ist. Ein großer Theil unseres Farmlands enthält viel Gründüngung, die aber wirkungslos ist, da die Zugabe von Asche mangelt.

Die Kleeseide und ihre Bekämpfung.

Die Kleeseide ist anerkannt der gefährlichste Feind des Kleefeldes. Giebt es auch noch zahllose Farmer, denen dies eine Neuheit ist, so ist damit nicht gesagt, daß es ihnen an Gelegenheit fehlte die Bekanntschaft dieser Schmarotzerpflanze zu machen. Kleeseide hat nämlich an den verschiedensten Orten Amerika's gelegentlich ihr Erscheinen gemacht und ist in den letzten Jahren besonders in Missouri zu einer mehr oder weniger großen Plage angewachsen, allerdings jetzt noch nicht in so großer Ausdehnung wie in ihrer Heimath Europa.

Die Infektion des Kleefelds erfolgt durch den Kleesedesamen, kleine, schwarzgraue, runde Körner, die nur etwas kleiner sind als der Kleesaamen und deshalb von dem ungeübten Auge leicht übersehen werden können; zum Mindesten ebenso leicht, als man sie mit freiem Auge herausfinden kann, wenn man den Kleesamen kennt.

Das Verpacken der Butter.

Leider wird auf das Verpacken der Waare wenig Aufmerksamkeit verwandt, und wie es mit anderen Gegenständen ist, so ist es auch mit der Butter. Der erste Eindruck ist gewöhnlich der stärkste und nachhaltigste, und wird ein sauber verpacker Gegenstand sich schneller und theurer verkaufen, wie ein vielleicht besserer aber in schmutzige und unansehnliche Hülle verpackter.

Ein Artikel, der aber so empfindlich ist wie Butter, muß deshalb auch so sauber wie möglich gehalten werden. Es ist darum eigenthümlich, daß noch so viele Farmer so wenig auf das Aeußere gehen. Sie denken: Ach was, die Verpackung hat nichts zu thun, wenn nur die Butter gut ist. Wüßten Sie, wie sehr sie sich in das eigene Fleisch schneiden, einen wirklich besseren Preis für erzielen könnten, sie würden anders handeln. Ein schönes sauberes Butterfäßchen oder Büchse zieht schon von Ferne das Auge des Käufers auf sich. Man achte ja darauf, nicht nur das Innere, sondern auch das Aeußere des Fäßchens rein zu erhalten. Beschmiert man die Außenseite mit Butter, so setzt sich Staub und Schmutz an, und zuletzt sieht es sich so schmarz-wie ein Kohlenbrenner. Deshalb soll man keine Butter in irgend einer Art verpackt wegschicken, von der man nicht sagen kann: „Sie ist von meiner Farm.“

Das Aufheben und Aufbewahren der Kartoffeln.

Wenn man die Kartoffelernte auch nicht zu weit hinausschieben darf, so daß starke Fröste sie gefährden können, oder man nicht mehr in der Lage ist, gute Witterung dafür auszunützen, so sollte sie doch nicht zu früh erfolgen, nicht eher, als bis der Boden sich hinlänglich abgekühlt hat. Die Haltbarkeit der Kartoffel hängt davon nicht weniger ab, als von trockenen, reinem Einbringen.

Mehr und mehr ist man davon abgekommen, die Kartoffeln in großen Mengen im Keller unterzubringen, weil sie in demselben bei unerwarter strenger Kälte leicht erfrieren, oder weil sie darin sich erwärmen und dann schnell faulen, ohne daß man dies rechtzeitig bemerkt oder in kalten Winterzeiten gar häufig nicht im Stande ist, die angefaulten Kartoffeln auszusondern und zweckmäßig zu verwenden. Um Kartoffeln bis zum späten Frühjahr in Kellern oder in Gruben aufzubewahren, müssen dieselben vor größerer Erwärmung geschützt werden. Häufiger als man glaubt, wird das Faulen der Kartoffeln, im Keller wie in der Grube durch übermäßige Wärme, die sich in dem Haufen entwickelt, herbeigeführt.

Im Allgemeinen ist die Ueberwinterung der Kartoffel in Gruben vorzuziehen, weil sie sich besser darin hält und dabei sich auch, besonders im Spät-Frühjahr, als schmackhafter erweist. Man sollte deshalb nur so viel davon in den Keller bringen, als man den Winter hindurch bedarf und den Keller-Vorrath im Frühjahr, bei Oeffnung der Grube—welche am besten eben vor der Pflanzzeit erfolgt—wieder ergänzen.

Unreife und sehr wässerige oder nasse Kartoffeln sollten nicht mit den guten zusammen, sondern in kleineren Gruben für